

---

# Gut und (Ge)Schlecht: Zur institutionellen Verfestigung abweichenden Verhaltens bei Jungen und Mädchen

Joachim Kersten

Deutsches Jugendinstitut München

---

*Anhand eines Vergleichs deskriptiven Forschungsmaterials aus teilnehmender Beobachtung in Jungen- und Mädchenheimen wird die Zurichtung von Unterschichtsjugendlichen auf stereotype Geschlechtsrollen untersucht. Diese Zurichtung – so die These des Beitrags – verlängert das Scheitern der betreffenden Jugendlichen bei ihren Versuchen, Entwürfe von normaler Identität zu verwirklichen, da sich Identität aufgrund mangelnder oder eingeschränkter anderer sozialer und ökonomischer Möglichkeiten auf die normenkonforme Geschlechtsrolle reduziert.*

*Traditionelle Bilder von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ im Kontrollhandeln der Jugendhilfe und in den Orientierungen des Personals geraten für Jungen und Mädchen zu kriminalisierenden und etikettierenden Fallen, die sie auf abweichende Karrieren festlegen.*

## I. Einführung

Bei der Lokalisierung und Kontrolle abweichenden Verhaltens spielen die im Patriarchat gültigen Bilder von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ eine Rolle, die bei kriminologischen Analysen bislang kaum untersucht worden ist (Lamott/Andriessen 1985). So hat zwar der Zusammenhang zwischen Heimerziehung und Kriminalisierung bei Jungen, entsprechend „sexuelle Verwahrlosung“ bei Mädchen inzwischen weitgehend axiomatischen Charakter angenommen, ähnlich dem der „broken-home“-Devianz-connection. Weshalb aber das Aufwachsen oder der längere Aufenthalt in einer Institution je nach Geschlecht unterschiedliche Folgen nach sich zieht, und wie die Zurichtung auf unterschiedliches abweichendes Verhalten in der Alltagsrealität von Einrichtungen stattfindet, dazu gibt es wenige theoretische Vorarbeiten und so gut wie keine empirischen Untersuchungen.

So berechtigt der feministische Vorwurf anzusehen ist, daß die von Männern dominierte Sozialwissenschaft dem abweichenden Verhalten von Mädchen, den entsprechenden Institutionen und dem Kontrollhandeln der Instanzen gegenüber weitgehend blind geblieben sei, so wenig trifft es bei näherer Betrachtung die häufig mit dem Vorwurf einhergehende Behauptung, Jugendkriminalität werde nur als „Jungenkriminalität“ untersucht. Abweichendes Verhalten von Jungen bzw. männlichen Jugendlichen und Heranwachsenden wurde und wird selten unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß es männliches Verhalten darstellt und etwas mit Männlichkeit oder entsprechenden Männlichkeitsbildern zu tun haben könnte (Brake 1985, Cunneen 1986). Die Frage, wie Sozialisation zur Männlichkeit gesteuert wird und welche Bedeutung abweichendes Verhalten, insbesondere gewalttätiges oder -symbolisierendes dabei haben könnte, hat im Rahmen von Jugendsoziologie, wissenschaftlicher Sozialpädagogik und Kriminologie eigentlich noch niemand gestellt. Die nachfolgende, weitgehend deskriptive Skizze der Alltagsrealität von Jungen- und Mädchengruppen in Erziehungsheimen entstand aus dem qualitativen Material einer Untersuchung über geschlossene Heimerziehung. Es werden – für Jungen- und Mädchengruppen getrennt – die Ebenen

1. der institutionellen Politik („Rettungspolitik“),
2. des professionellen Umgangs („Personal und Klima“) und
3. die der Gruppeninteraktion beschrieben.

In einer zusammenfassenden Sichtung der Unterschiede in Jungen- und Mädchengruppen wird versucht, die Faktoren Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsrollenzurichtung in einen Kontext der Analyse von Abweichung und institutioneller Verfestigung einzubinden.

### Jugendhilfe als Rettung?

Traditionell erstreckte sich die Verwahrung im Heim, ob als Rettungsanstalt, Zwangs- oder Fürsorgeerziehung gekennzeichnet, auf „arme und verwahrloste“ Kinder des „niedersten Proletariats“, zu einem beträchtlichen Teil aus Familien, „in denen Verbrechen, Trunksucht und Arbeitsscheu“ zu Hause waren; so steht es in einer Untersuchung über die im Jahre 1898/99 in Zwangserziehungsanstalten eingelieferten Zöglinge (Reicher 1904; vgl. auch Schultze 1910, S. 18). Die Vorstellung der Jugendhilfe, dem Schutz der Jugend (und natürlich der Gesellschaft) zu dienen und der Charakter der Erziehung, den die Schutzbefohlenen in den Einrichtungen zu gewärtigen hatten, kommen zutreffend in der traditionellen Namensgebung für Heime zum Ausdruck: „Rettungsanstalten“ und „Zwangserziehungsheime“ (Reicher 1904). Obgleich sich diese deutliche Namensgebung überlebt hat, ist der Rettungsgedanke und die Vorstellung von Erziehung als (legitimem) Zwang keinesfalls verschwunden. Je

stärker die Verhaltensauffälligkeit der Jugendlichen (vorwiegend Entweichen und Delinquenz) zu Problemen in Behörden, Ämtern und Einrichtungen führen (in dem sie z. B. bei Polizei und Jugendamt als Fall permanent „auf den Tisch“ kommen, im Heim hingegen „nicht zu halten“ sind), umso mehr steigt die Sorge um die Jugendlichen: Man sieht ihn im Jugendstrafvollzug und sie auf dem Strich landen; an die Sorge ist das Bedürfnis geknüpft, ein weiteres Entweichen, eine weitere Selbst-/Fremdgefährdung durch eine geschlossene Unterbringung zumindest mal für einige Zeit zu unterbinden. Rettung und Zwang verbinden sich. Die Zwangsmaßnahme der Einweisung in die geschlossene Gruppe eines Heims erscheint als „Ultima Ratio“ der Jugendhilfe. Abgesichert durch einen vormundschaftsrichterlichen Beschluß nach § 1631b BGB oder durch eine bereits angeordnete Fürsorgeerziehung erscheint die Übelzufügung des Freiheitsentzugs oder die mehr oder weniger starke Freiheitsbeschränkung, in die Sprache von Therapie und Behandlung gekleidet, stellenweise als Gunsterweis gegenüber dem/der Jugendlichen.

## **II. Gruppen für männliche Jugendliche**

### **1. Die Politik der Rettung**

Werden männliche Jugendliche ins Heim eingewiesen, steht die Rettung vor dem Jugendvollzug oder vor der U-Haft mehr oder weniger deutlich im Vordergrund. Insbesondere dann, wenn ein Verschärfungsmechanismus in Richtung Freiheitsentzug schon in Gang gesetzt ist, wird Heimerziehung als Rettung vor der „kriminellen Karriere“ als letzte Chance und somit als „Ultima Ratio“ der Jugendhilfe verstanden und legitimiert. Entscheidend, insbesondere für eine geschlechtsspezifische Sichtung von Institutionen, die auf abweichendes Verhalten von Jugendlichen reagieren, erscheint eine andere, selten offen artikuliert, aber nichtsdestoweniger deutliche Rettungspolitik gegenüber auffälligen Unterschichtsjugendlichen männlichen Geschlechts. Es geht dabei darum, diese Jungen vor der Homosexualität zu bewahren, nicht einmal so sehr vor dem Strich, den Freiern etc., wie dies bei Mädchen im Vordergrund steht. Viele Jungen aus Erziehungsheimen gehen während ihrer Entweichungen und Trebezeiten auf den Strich. Dies wird – wie bereits oben erwähnt – bei Heimjungen stärker registriert als bei Jungen, die noch in ihren Familien leben. Landen solche Jugendliche in Heimen, Jugendschutzstellen oder geschlossenen Gruppen, so unterscheiden die Erzieher, aber auch Psychologen und Heimleiter zwischen dem Gelegenheitsstricher, dem es um die „schnelle Mark“ am Bahnhof geht (der sich „danach“ angeblich ekelte) und dem echten homosexuell „veranlagten“ Jugendlichen. Dieser Gefahr der „Ansteckung“ noch „gesunder“ Jungen durch „echte“ Homosexualität sollen die Rettungsanstrengungen der Jugendhilfe gelten.<sup>1</sup>

## 2. Personal und Klima in Gruppen für Jungen

Jungen der Altersgruppe von zwölf bis ca. siebzehn Jahre sind für Männer, ob Erzieher, Lehrer oder Forscher eine Herausforderung. Wer sich ernsthaft auf Jungen dieses Alters einläßt, erlebt eine Konfrontation mit einer Zeit, die für viele Männer unangenehm ist, und die man verdrängt, sobald man „richtiger Mann“ ist. Die Pubertät erleben viele Jungen als eine Zeit, in der sie sich ihrer Emotionen, insbesondere gegenüber dem eigenen Geschlecht, unsicher sind, dem Homosexualitätstabu ausgesetzt sind und gleichzeitig Mädchen gegenüber die grundlegende Ambivalenz erlernen, die für das Patriarchat kennzeichnend ist: Um in der männlichen Gleichaltrigengruppe akzeptiert zu werden, müssen sie sexuell „erfolgreich“ sein, also Mädchen vereinnahmen. Ihr zumindest auch vorhandenes emotionales Bedürfnis nach Anerkennung bei Mädchen und auch das Bedürfnis, von einem Mädchen gemocht zu werden, werden diesem Druck nach Erfolg nicht selten zuwiderlaufen, und je nach Abhängigkeit von der Anerkennung durch die peers (hier greifen z.B.: Unterschiede zwischen Arbeiter-/Unterschichtsjugendlichen und Gymnasiasten) wird eine Hierarchie der Bedürfnisse entstehen. Dazu gesellt sich der für pubertierende Jungen typische, aber schon im Kindergarten zu beobachtende kollektive Zwang, das weibliche Geschlecht zu diskriminieren, um selber als etwas, nämlich als männlich bzw. als „richtiger Junge“, zu gelten und den Zusammenhalt und das Identitätsgefühl des Männerkollektivs zu stärken. Dieser Mechanismus ist für Männeridentität und -verhalten gesamtgesellschaftlich gültig. Die Angst, weiblich, weich, ein „Schlappschwanz“ oder gar eine „Schwuchtel“ zu sein, bestimmt die Wahrnehmung, die Handlungsorientierung von Jungen und Männern schlechthin. Die männliche Gewaltambivalenz (nicht nur gegenüber Frauen) und die Lokalisierung individueller Gewalt bei Unterschichtsmännern/-jugendlichen, bei denen Männlichkeit zur letzten Ressource von Identität wird, hat hier sicherlich eine ihrer Wurzeln. Die hier angedeuteten, für Männlichkeit konstitutiven Regeln für Körperumgang, für Berührung, Zärtlichkeit und Gefühle treffen insbesondere für männliche Heimjugendliche und natürlich auch für ihre Erzieher zu.

Jedes Eingehen auf körperlich zum Ausdruck gebrachte Bedürfnisse birgt demnach die Gefahr der Berührung in sich. Berührung zwischen Männern und zärtliche Körperlichkeit müssen aber im Sinne des patriarchalischen Verständnisses von Männlichkeit als „weibisch“ oder „schwul“ abgewehrt oder so umgeformt werden, daß männliche Körperlichkeit *legitim* zum Ausdruck gebracht werden darf: durch Arbeit, Sport oder Kampf (vgl. Connell 1983, S. 19 ff.; Willis 1977). Körperlichkeit „unter Männern“ muß geordnet, geregelt und geometrisiert werden (Kreissl 1985, S. 2). Hier haben Sport, Militär und

Gefängnis ihre gemeinsame ordnende Wurzel (Foucault 1977). Wird das Spektrum der Rollen, die Männer in der Arbeit mit Jungen einnehmen können, unter Gesichtspunkten geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung betrachtet, nach denen Haus- und Beziehungsarbeit weibliche Leistungsterritorien sind, so können Erzieher – im Vergleich zum gewöhnlichen Familienvater – (Ingham 1985) legitim reproduktive Tätigkeiten ausführen – und sie werden – im Unterschied zur gewöhnlichen Hausfrau – sogar dafür bezahlt.

Erzieher führen viele Versorgungstätigkeiten aus, z. T. auch gerne, z. B. als Kochen und Backen während der Wochenenddienste. Indem sich diese Leistungen jedoch in Form von Sonderveranstaltungen abspielen oder als „erzieherische Maßnahme“ gestaltet werden (z. B. als freitäglich gefechtsmäßig durchgeführter Großputz der Gruppe), wird der Zusammenhang zwischen Versorgung und emotionaler Bedürftigkeit (z. B. nach Geborgenheit, nach Nahrung als Gabe) nie selbstverständlich. Versorgung mit Nahrung, Kleidung etc., zumeist ohnehin durch zentrale Betriebe wie Küche, Wäscherei etc. gewährleistet, behält vorwiegend den Charakter von rechtlichen Ansprüchen, denen nach Prinzipien von Verwaltungslogik genügt wird. Emotionale Bedürftigkeit muß strikt auf verbales Terrain verwiesen werden.

Als Folge der Reformen im Jugendhilfereich haben sich einige Bedingungen für Jungen im Heim verbessert; stellenweise liegen die beruflichen Ausbildungsmöglichkeiten weit oberhalb der Standards, die familiensozialisierte Unterschichtsjugendliche realistischerweise erreichen können bzw. staatlicherseits bereitgestellt werden. Werkstätten, Berufsbildung, Sport- und Freizeitmöglichkeiten, aber auch Aktivitäten wie Segeln, Reiten, Abenteuerurlaub etc. sind Bereiche, zu denen Jungen im Heim noch eher Zugang haben als nach ihrer Entlassung in Arbeitslosigkeit und Sozialhilfeexistenz. Trotz dieser Entwicklung bleibt der Umgang mit den emotionalen Bedürfnissen der Jungen alten Klischees verhaftet. In ihrer Abgeschlossenheit (ihrem Zusein) entsprechen sich häufig äußere und innere Bedingungen der Heimerziehung.

Zusammenfassend kann zum Punkt Klima und Personal von einem weiten Spektrum in Richtung Beschäftigung, Arbeit und Sport und einem ziemlich engen Spektrum in bezug auf emotionale Versorgung/Auseinandersetzung gesprochen werden, die die Heimerziehung für Jungen prägt. Zieht man die Herkunftsbedingungen der Jungen heran, so potenzieren sich dadurch soziale und emotionale Faktoren, die ein grundlegendes Zu-kurz-Kommen, das schon in kindlicher Erfahrung wurzelt, eher festschreiben als thematisieren oder gar kompensieren helfen. Eine auf positive Identitätsbildung abzielende Beschäftigung mit schwierigen und dissozial agierenden Jungen kann sich also nicht mit Hauptschulabschlüssen, Schweißerkursen und

Erfolgserebnissen beim Reiten, Segeln etc. zufriedengeben (so wichtig diese Erlebnisse für ein förderliches Klima sind), wenn sie gleichzeitig einen Entwurf von „Männlichkeit“ begünstigt, der eine weitere Kriminalisierung und individuelle Festschreibung von sozialer Auffälligkeit wahrscheinlich macht.

### 3. Männliche Jugendliche in der Gruppe: Boys dont cry (The Cure)

Das Spektrum der möglichen persönlichen Beziehungen zwischen Erziehern und Jugendlichen ist auf die Bereiche Schule, Arbeit, Sport etc. festgelegt. Hausarbeit und Versorgung mit Lebensnotwendigem werden – je nach Politik der Einrichtung – als Lern- oder Disziplinierungsfeld aufgefaßt.

#### – Gespräche –

Während längerer Aufenthalte in insgesamt fünf Jungengruppen entstand bei uns der Eindruck, daß unter Jungen („unter Männern“) zwar geredet wird, aber nicht über Probleme, zumindest von seiten der Jungen nicht freiwillig, sondern höchstens aufgrund des Anpassungszwangs und entsprechender Sanktionsdrohungen im Rahmen der „Therapie“. Gespräche über Probleme, die ein Junge „aus freien Stücken“ mit dem Erzieher anfängt, werden bei den anderen Jungen als Anbiederei („Schleimen“) registriert und von den Erziehern nicht selten als „Vollgequatscht-Werden“ erlebt. „Alte Hasen“ der Heimerziehung wittern hinter einem Problemgespräch nicht selten eine Taktik des Jugendlichen, Vorteile zu erwirtschaften oder eine Strafmaßnahme rückgängig zu machen. Der „Schleimer“ macht sich bei den anderen Jungen und bei den Erziehern gleichermaßen unbeliebt. Nur versprengte Praktikanten und Berufsanfänger gehen solchen Strategien noch auf den Leim.

Jungen sprechen über sich, über Erzieher, über „ausguckte“ Außenseiter der Gruppe und über ihre Abenteuer in der „wirklichen Welt“ außerhalb des Heims. Das Reden vollzieht sich selten als Austausch; häufiger dient es definitiven *Absprachen* oder verläuft als rituelle „Anmache“ ohne festes Thema und latente Aggression auf der Kippe zur tätlichen Auseinandersetzung. Insbesondere wenn es um Absprachen geht, die mit geplanten Entweichungen oder Strafaktionen gegen verhaßte Gruppenmitglieder zu tun haben, werden die entsprechenden Informationen außerhalb der offiziellen Gruppenkommunikation, also quasi geheim gehandelt.

Noch verpönter als das Sprechen über „Probleme“ ist ein ernsthaftes Gespräch über Mädchen oder Frauen, etwa über die Freundin oder die erhoffte Geliebte. Wenn ein Junge eine Freundin „draußen“ hat, wird er sich hüten, dies den anderen zu sagen. Über Frauen im Erzieherteam, ohnehin selten in Gruppen für Jungen, wird auch nicht

weiter geredet, es sei denn in der für Männerkommunikation typisch pejorativen Weise. So sehr die kollektive Diskriminierung des weiblichen Geschlechts wichtiger Bestandteil des männlichen Diskurses ist, so sehr sind die individuellen Phantasien, Sehnsüchte nach Zuneigung, die sich auf Mädchen richten, ein strikt vermiedenes Thema.

#### – Räume –

Die Zimmer der Jungen sind je nach Interessenlage mit den Postern von Rennwagen, schweren Motorrädern, Pin-up-Girls und Macho-Typen aus Film- und Rockmusik (Schwermetall und Schwarzenegger) und mit den Fotos von Fußball- und Eishockey-Helden beklebt. Die Gruppenräume bilden mehrheitlich eher die Interessen der Erzieher an „gemütlicher Sachlichkeit“ als Vorstellungen der Jungen ab. In unterschiedlichem Maße ist das Büro, trotz aller Territorialkämpfe, in denen Erzieher versuchen, das Büro zu ihrem Raum zu machen, der hauptsächliche Treff- und Kommunikationspunkt. Alle Informationen, Regelungen und Planungen, aber auch aller Klatsch, werden dort verhandelt.

#### – Kampf –

Auseinandersetzungen um die Ehre, beim Sport oder um die im institutionellen Alltag künstlich verknappten, aber hoch besetzten Gegenstände und Vergünstigungen beginnen zumeist verbal aggressiv, ohne daß die Erzieher eingreifen. Kommt es zum Kampf, wird nicht mehr über die Streitsache verhandelt, sondern der Gegner muß anläßlich des Konflikts rituell „fertig gemacht“, bloßgestellt und diskriminiert werden; insbesondere dann, wenn er körperliche oder sonstige Auffälligkeiten aufweist. Das Personal wirkt bei solchen Gelegenheiten eher außenstehend, unbeteiligt bis peinlich berührt. Wird von seiten der Erzieher Stellung genommen, dann geht dies mehr in die Richtung einer situations- und personenunabhängigen Bewertung solcher Auseinandersetzungen als unangenehm, ineffektiv und letztlich „rüpelhaft“.

Beim Kämpfen wird meist weniger zugeschlagen als gerauft. Ein Gerangel und ein Sich-Ineinander-Verkrallen, das man in den harmloseren Fällen als körpersprachliche Umformung einer Umarmung ansehen könnte. Exzessives Gewaltverhalten ist ein spezielles Phänomen geschlossener Institutionen (Kersten/Wolffersdorff 1981). Es muß als eine Koppelung männlicher und institutioneller Gewaltfaktoren verstanden werden. Dabei spielt die Erniedrigung eines Opfers, das kollektiv gequält wird, häufig eine wichtige Rolle, wobei über die Inszenierung eines Unterwerfungsrituals „Männlichkeit“ hergestellt wird.

### III. Gruppen für Mädchen

#### 1. Die Politik der Rettung

Werden Mädchen wegen registrierter, befürchteter oder auch nur unterstellter Prostitution eingewiesen, so orientiert sich der Rettungsgedanke heute nicht mehr vorrangig an der klassischen Rettungsanstaltsideologie, die das Mädchen vor der eigenen als schuldhaft angesehenen „sexuellen Verwahrlosung“ bewahren wollte (mit Hilfe äußerster Repression). Heimerziehung, insbesondere in geschlossenen Gruppen (bei Mädchen auch gerne „halboffene Gruppen“ genannt, um die entsprechenden gesetzlichen Vorschriften zu umgehen) soll vielmehr dem Zweck dienen, das Mädchen vor dem Strich, den Freiern und dem Zuhälter zu schützen. Bei der im Vergleich zu Jungenheimen immer noch wesentlich geschlosseneren Erziehung in „offenen“ Mädchenheimen galt die Rettung „gefallener Mädchen“ seit jeher als Legitimation. Die dabei herangezogene Konstruktion des Zuhälters und Freiers, bzw. des entsprechenden Stereotyps, ist – von Ausnahmen abgesehen – kaum haltbar. Im Bild des lüsternen Freiers, des brutalen Zuhälters und des im Park lauenden Zombie-Vergewaltigers wird alltägliche sexuelle Gewaltanwendung gegen Mädchen und Frauen auf scheinbar exotische – außerhalb der gesellschaftlichen Normalität befindliche – Räume und Figuren verlagert. Der Normalmann Dr. Jekyll entsteht, weil der Zombie Mr. Hyde konstruiert wird.

Prostitution, Prostituierte und Zuhälter werden zum Subkulturproblem, eine Sichtweise, an der sich Sozialwissenschaft immer gerne beteiligt hat, wenn es darum ging, strukturelle Gewalt nur im exotischen Randbereich zu untersuchen und damit ihren Bezug zur gesellschaftlichen Normalität hinwegzudefinieren (vgl. dazu auch Girtler 1985). Entsprechend wird Prostitution von Mädchen zum ausschließlich sexuellen und moralischen Problem umgedeutet und nicht als Problem einer erlernten Geschäftsfähigkeit von Minderjährigen gesehen. Die psychische und physische Gefährdung von Mädchen und Frauen geht außer im Einzelfall und in der kollektiven Phantasie vor allem vom sozialen Nahraum der Familie aus, sei es von Vätern, Onkeln oder von guten Bekannten der Mutter oder des Vaters. Der Rettungsgedanke ist also, was die gesellschaftliche Realität der Gefährdung von Mädchen betrifft, eine Fiktion.<sup>2</sup>

Je stärker im übrigen die Hierarchie innerhalb des Heimes (Heimleitung, psychologischer Dienst, Gruppenleitung) von Männern dominiert wird, um so deutlicher scheint in Mädchenheimen die Politik der Rettung ausgeprägt zu sein. Gekoppelt an die Rettungspolitik der Institutionen gegen(-über) Mädchen ist der anscheinend unerschütterliche Glaube, eine „echte“ Freundschaft zu einem „ordentlichen“



Jungen könne eine stabilisierende Wirkung auf Mädchen haben, könne ein „anständiges“ Mädchen vor Versuchungen bewahren und ein nicht mehr so „anständiges“ auf die rechte weibliche Bahn zurückbringen. Dieser Weg auf die rechte weibliche Bahn an der festen und starken Hand des ordentlichen Manns (eine Schnellstraße ohne Tempolimit) ist der Gegenpart der Rettung vor der Sackgasse, die zum Abgrund der prostitutiven Verdammnis führt. Die Widersprüchlichkeit einer Rettung vor Männern durch Männer, die Unvereinbarkeit einer Förderung „echter Freundschaft“ zu Jungen mit dem Schutz vor männlicher „Anmache“ führen auf der Ebene des Heimalltags zu den merkwürdigsten Kapriolen.

## 2. Personal und Klima in Gruppen für Mädchen

Im Unterschied zu Jungenheimen scheint bei Einrichtungen für Mädchen das Homosexualitätstabu kein so schwerwiegendes Problem zu sein. Die Angst vor Zärtlichkeit und Berührung durch andere Mädchen und Erzieherinnen, gar vor lesbischer Liebe ist wohl nach wie vor ein implizites Tabu in kirchlich dominierter Heim- und Internatserziehung für Mädchen; hier verläuft die Toleranzgrenze jedoch nicht entlang der Linien männlicher Hierarchiebildung, sondern in Relation zur Macht kirchlicher Dogmen und Ordenstabus. In den von uns untersuchten Gruppen für Mädchen existierte das Berührungs- und Zärtlichkeitstabu nirgends, auch nicht in von Nonnen geführten Gruppen, so massiv wie in den Einrichtungen für männliche Jugendliche. Mädchen und Erzieherinnen müssen im Umgang miteinander das Bedürfnis nach Berührung, körperlicher Nähe und Zärtlichkeit weder permanent verdrängen, noch umformen.

Die weitgehend ungebrochene Vorstellung, Mädchen vor zu frühem Sexualkontakt retten zu müssen, scheint uns nicht so sehr in der Tabuisierung der Sexualität als solcher begründet zu sein, sondern in der Abwehr, die das nichtkonforme Verhalten (McRobbie 1985) gegebenenfalls auch die Promiskuität der Mädchen beim Personal auslösen. Parallel zu der entsprechenden Disposition bei männlichen Erziehern kann bei Erzieherinnen vermutet werden, daß die Aufmachung, das Verhalten und der „Stil“ der Mädchen die eigene Zurichtung zur gesellschaftskonformen weiblichen Geschlechtsrolle thematisieren und möglicherweise verunsichern. Das Personal muß sich mit der im Mädchenverhalten offensichtlichen Ablehnung der konformen Frauenrolle, wie sie im Verhalten der Mädchen zutage tritt, auseinandersetzen oder diese verdrängen. Letzteres scheint uns der Normalfall zu sein.

Gerade angesichts der Erfolglosigkeit der nicht selten repressiven Erziehungsversuche in Richtung „anständiges“ (asexuelles) Mäd-

chen, dürfte sich so manche Erzieherin fragen, wie sehr ihre eigenen Vorstellungen von „Anständigkeit“ Ergebnis fremdgesetzter Zwänge sind.<sup>3</sup> Die Anforderungen an weibliches Personal in Mädchengruppen sind wohl langfristig höher zu veranschlagen als die an Erzieher in Jungengruppen. Erzieherinnen in den von uns untersuchten Einrichtungen erschienen uns empfindlicher, angreifbarer und in der Heimaußenwelt weniger (konform) sozial abgesichert als ihre männlichen Erzieherkollegen. Bei Konflikten, ob im Team oder mit den Mädchen, weichen sie eher auf Strategien wie Rückzug und Krankheit aus als dies durchschnittlich bei Männern der Fall ist. Analog zur Schwerpunktsetzung bei Jungen sind Mädchen einem Druck zur Errichtung einer konformen Frauenidentität ausgesetzt. Ähnlich wie bei Jungen wird auch bei Mädchen der Ausdruck von Emotionen in ein vorgegebenes System kanalisiert, das dem Ausufern vorbeugen soll: Konformität, Krankheit, Sehnsucht.

Konformität heißt: Einübung in die passive Frauenrolle und die Übernahme „weiblicher Qualitäten“, d.h. Verständnis haben, Beziehungsarbeit leisten, unter allen Umständen für „nette Atmosphäre“ sorgen, eigene Interessen hintanstellen. Die Tradition der meisten Erziehungseinrichtungen verpflichtet die Mädchen dieser Ideologie weiblichen Sozialverhaltens. Damit richtet sie an die Jugendlichen Verhaltensaufforderungen, mit denen diese schon in der Familie Schwierigkeiten hatten oder an denen sie dort schon gescheitert sind.

Krankheit erscheint als Dauerthema im „weiblichen Diskurs“, erst recht gilt dies für Heimerziehung, wo Krankheit zum Fluchtpunkt einer Selbstbehauptung wird, die nur noch gegen den eigenen Körper gerichtet werden kann und damit Beachtung und Zuwendung erzwingt. Ob es um die Versorgung von „Schnibbelwunden“ geht, um zu vermeidende, befürchtete oder bereits eingetretene Schwangerschaft oder um die unsägliche Zwangsuntersuchung nach Entweichungen, stets geht es auch darum, die körperlich ausagierten Bedürfnisse und Konflikte der Jugendlichen nach dem ärztlichen Modell zu versorgen – und sich so ein Stück weit von ihnen zu entlasten. Partner ist dabei nicht das erziehende und auch nicht das psychologische Personal, sondern der „Doktor“, eine Instanz über allem, oberhalb der Erzieherinnen, der Heimleitung und auch des Jugendamts. Das Wissen der Mädchen um die Allmacht des Arztes resultiert aus der mangelnden Souveränität des Heims und des Personals im Umgang mit körperlichen Problemen und ihren Ausdrucksformen. Viele Arzttermine und ein voller Medikamentenschrank sind Folge dieses „Kurierens am Symptom“ im Umgang mit den körperlich ausagierten Problemen der Mädchen.

Sehnsucht heißt: die Fixierung an die Vorstellung vom männlichen Retter. Diese wird gerade in der institutionellen Mädchenerziehung nahezu zwanghaft aufrecht erhalten. Die Romantisierung von Beziehungswünschen verbirgt notdürftig die patriarchalische Norm der Zweierbeziehung und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Was die Verfestigung abweichender Karrieren von Mädchen betrifft, wirkt die Kombination von Konformität und Sehnsucht wie ein Zweikomponentenkleber. Das Rollenspektrum für Erzieherinnen in Mädchengruppen bietet mehr Spielraum, allerdings geknüpft an mehr Ambivalenz. Erzieherinnen können sich in vielfältigen „weiblichen“ und „männlichen“ Rollenanteilen auf die Mädchen beziehen, ohne sofort an Tabus zu stoßen. Die Ambivalenz in diesem Spektrum entsteht aus dem Zusammenwirken der Beziehungsverpflichtung, die bei Männern und Jungen wesentlich geringer veranschlagt wird, und der gleichzeitigen Konfrontation mit dem Lebensstil von street girls, die für die eigene Lebensperspektive der Erzieherinnen bedrohliche Modelle darstellen können. Wird dies verdrängt, z. B. durch die Verpflichtung auf eine „nette Atmosphäre“, so können Widerstand und Aversion zwischen Mädchen und Erzieherinnen nicht auf dem Weg der Auseinandersetzung zum Ausdruck gebracht werden, sondern müssen in verborgener Distanzierung und Verachtung ein Ventil finden, – Botschaften, für die gerade Heimkinder sehr sensible subkutane Antennen haben.

Diesem erweiterten Rollenspektrum von Erzieherinnen entspricht ein im Vergleich zu Jungenheimen recht enges Angebot auf dem Sektor Arbeit, Beschäftigung, Freizeit und Abenteuer. Die traditionelle Ausnutzung von Heimmädchen als kostenlosen Haushaltshilfen für die Eigenversorgung der Einrichtung ist zwar in den von uns besuchten Heimen nicht die Regel; ansonsten sind in der Heimerziehung für Mädchen entsprechende Praktiken nicht selten. Außer einer Beschulung (stellenweise Notbeschulung) und wenigen Angeboten beruflicher Bildung (z. B. in den Lehrwerkstätten des benachbarten Jungenheims) kann Mädchen im Heim nicht viel zur Verfügung gestellt werden. Lehrwerkstätten oder andere Formen beruflicher Ausbildung für Mädchen sind nur selten vorhanden und werden noch seltener benutzt. Auch was Sport, körperliche Betätigung, Wochenendunternehmungen oder Ferienfahrten angeht, handelt es sich bei Angeboten für Mädchen oft um eine reduzierte verbilligte Schmalspurversion dessen, was für Jungen im Heim möglich ist. Ob die im Vergleich zu Jungenheimen hervorgehobene psychologisch-therapeutische Intensivbetreuung diesen Mangel an Berufsangeboten und damit an Absicherung sozialer und ökonomischer Selbständigkeit, ausgleicht oder ob dieser „Vorteil“ nicht in der Gefahr steht, sich als zusätzlicher Kontroll- und Zwangsmechanismus für Mädchen zu etablieren, müßte ausführlicher untersucht und gründlicher diskutiert werden. Daß Planstellen für Psychologen immer gleich faktische

Auswirkungen auf die therapeutischen Möglichkeiten der Einrichtungen haben, wurde schon in anderen Untersuchungen angezweifelt (Büttner 1980). Zusammenfassend läßt sich bei Mädchen – in Umkehrung zu den Verhältnissen bei Jungen – ein breiteres Beziehungs- und ein engeres Betätigungsspektrum feststellen.

2. Mädchen in der Gruppe: Girls have more fun (Cyndi Lauper)  
Der Druck zur Konformität mit der gesellschaftlich normierten Frauenrolle und die biographischen Vorerfahrungen der Mädchen bestimmen die Situation von Mädchen in der Lebenswelt Heim. Hausarbeit und Versorgungstätigkeit stoßen auf wenig Begeisterung oder gar auf dezidierte Ablehnung: Eine frühe manifeste Ablehnung der Hausfrauenrolle.

### – Gespräche –

Geredet wird in Mädchengruppen mehr als bei Jungen, sowohl über eigene Probleme als auch über die von anderen. Dabei erscheinen Mädchen in der Wahl der Gesprächspartner(innen) vorsichtig und wählerisch.<sup>4</sup> Reden wird nicht als „Anbiederei“ verstanden wie bei Jungen oder von den anderen Mädchen mißachtet. Anlässe zum Reden werden von den Mädchen eher selbst gewählt; sie können z. B. aus einem Spiel, beim Malen eines Bildes, wenn die Atmosphäre gut, die Gelegenheit geeignet erscheint, oder eben einfach „nur so“ entstehen. Der größeren Bereitschaft zum Reden, zum in der Pädagogik so geschätzten „guten Gespräch“ steht eine geringe Verbindlichkeit bei der Einhaltung von Absprachen gegenüber. Während z. B. eine Erzieherin in der Teamsitzung noch vom „tollen Gespräch“ mit einer Jugendlichen über deren Alkoholproblem berichtet, sitzt diese vielleicht schon wieder „lull und lall“ in der Eckkneipe. Geredet wird nicht, um die Erzieherinnen zu täuschen oder um zu „schleimen“ (im Unterschied zu Jungengruppen); in der guten Atmosphäre des Gesprächs können die Mädchen sich offen über Probleme austauschen, nur die Perspektiven, die sie dabei entwickeln, haben über das Gespräch hinaus nur begrenzte Haltbarkeit.

Die Fähigkeit der Mädchen, sich bei gegebenen Anlässen, z. B. bei Erziehungsplanungsgesprächen, authentisch darzustellen, geschickt zu argumentieren und alle Beteiligten für sich einzunehmen, insbesondere zunächst skeptisch gestimmte Amtspersonen, Lehrer etc., wirkt vielleicht auch deswegen so verblüffend, weil diesen Jugendlichen derartige kommunikative und auch sprachliche Versiertheit gar nicht zugetraut wird. Nach einem solchen „wichtigen Gespräch“ sieht die Zukunft zunächst wieder gut aus und der fast schon zerrüttete Glaube an die Kraft der Pädagogik hat wieder neue Kraft geschöpft – eine Stimmung, die aber selten länger als ein paar Tage, manchmal nur ein/zwei Stunden anhält.

Mädchen sprechen häufig über das andere Geschlecht; im deutlichen Unterschied zu Jungen scheinen Mädchen jedoch nicht darauf festgelegt zu sein, das andere Geschlecht (vorwiegend auf der Ebene von Sexualität) zu diskriminieren. Oft geht es nur darum, wie „süß“ dieser oder jene Junge oder Mann doch sei. Parallel zum „echten“ Freund spielen romantische Stars aus Film, Fernsehen und Musik eine wichtige Rolle. Mit uns als Männern wurden in den Gruppen – wenn überhaupt, dann – über den „Freund“ gesprochen und über die Probleme (mehr als über die Aussichten), die die jeweilige Jugendliche mit ihm hatte. Jeder Mann gerät hier schnell zum „Verbündeten“, kommt in die Rolle des Beistands und Vertrauten, manchmal auch vor dem Hintergrund einer Strategie, die den Freund eifersüchtig machen soll.

#### – Räume –

In den Zimmern der Mädchen hängen die süßlichen Stars der romantischen Perspektive, treu gucken sie aus den Postern. Mit ein paar persönlicheren Fotos an den Wänden, Stofftieren und anderen Souvenirs, manchmal auch mit eigenen Möbeln ausgestattet, haben die Zimmer der Mädchen allgemein ein freundlicheres Gepräge als die Buden der Jungen; wobei soviel konzentrierte „Nettigkeit“ auch nicht immer leichter zu ertragen ist, als Unordnung und Dreck. Ebenfalls in die romantische Perspektive fügen sich Poster von Sonnenuntergängen, traurigen Herbsttagen und kuscheligen Kätzchen im Körbchen.

Mädchen feiern spontaner als Jungen, können „einen drauf machen“, wenn die entsprechende Stimmung da ist. Trotzdem sind die Gemeinschaftsräume bei Mädchen auch nicht beliebter und mehr in den Alltag der Gruppe einbezogen als bei Jungen. Bei Mädchen, stärker noch als bei Jungen, ist das Büro das Zentrum der Kommunikation und die „Wartehalle“, in der alle herumhängen und darauf warten, daß endlich etwas Aufregendes passiert, eine Neuigkeit eintrifft, mindestens ein Anruf. Klingelt das Telefon, sind die Mädchen oft schneller dran als die Erzieherin und versuchen die Person am anderen Ende der Leitung in ein Gespräch zu verwickeln.

#### – Streit –

Auseinandersetzungen finden bei Mädchen andere Anlässe und andere Verläufe als bei Jungen. Es geht nicht um die „Ehre“ oder darum, welche die Stärkere ist, sondern um verschwundene Pullover oder den Verdacht, ein anderes Mädchen wolle einem den Freund ausspannen. Die Aggressionssteigerung verläuft rapid (bei Jungen latenter und ritueller) die Anlässe scheinen beliebiger und die verbale Aggression geht oft schneller in physischen Kampf über. Ist diese Ebene erst einmal erreicht, geht es auch darum, der Gegnerin Schmerz zuzufügen, sie zu verletzen und nicht darum, sich mit ihr ein

wenig am Boden herumzurangeln und zu -wälzen, also nicht um eine verkappte „Umarmung“. Wie oben angedeutet, ist die Freundschaft zu einem Jungen ein Dauerthema, und zwar sehr häufig in Form von Eifersucht und entsprechenden Inszenierungen, mit denen die Mädchen dem Gruppenalltag ihre Tagesordnung aufzwingen. Das Warten auf den Freund, auf seinen Anruf, das Warten auf das Wochenende, an dem das langherbeigesehnte Treffen zustande kommen wird – all dies sind im Gruppenalltag der Mädchen Themen von übergeordneter Bedeutung.

#### **IV. Zusammenfassung**

In ihrem Bemühen bei Jugendlichen aus der Unterschicht Normalität herzustellen, greift die Jugendhilfe in ihren Institutionen – häufig auch mangels anderer Möglichkeiten im sozialen und ökonomischen Bereich – auf geschlechtsbezogene Normalitätskonzepte zurück. Sie knüpft dabei an eine ihrer ältesten Traditionen an. Dies wurde bei Mädchen, deren geschlechtsbezogenes Verhalten auch immer sexuell (nämlich als „anständig“ oder als „unanständig“) gedeutet wird, nie verheimlicht, gilt aber – wie in diesem Beitrag gezeigt wurde – auch für Jungen.

Jungen werden in den Institutionen der Jugendhilfe gemäß der vorherrschenden Normen von Männlichkeit erzogen. Mädchen werden entsprechend auf die Qualitäten der weiblichen Rolle festgelegt. Die Möglichkeiten der Jugendlichen, Standards von Normalität zu genügen, sind auf eine schmale Bandbreite reduziert. Denn im Zusammenwirken der Faktoren, die bereits durch die soziale Herkunft und ihre Sozialisationsbedingungen gesetzt sind, und nun durch eine institutionelle Existenz am Endpunkt verschiedener Aussonderungsprozesse gegeben sind, bleibt der Status als „auffällig“, „problembeladen“ festgelegt. Die Zukunftsaussichten erscheinen mangels autonomer Handlungsperspektiven als äußerst eingeschränkt. Da die Jugendlichen in den meisten sozialen und emotionalen Bereichen nur wenig Achtung und Anerkennung zu erwarten haben, geraten ihre Versuche zu einer konformen Gestaltung der Geschlechtsrolle zur „letzten Ressource von Identität“.

Für Jungen bedeutet dies, auf einen Entwurf von Männlichkeit festgelegt zu sein, der sich am abweichenden Negativhelden orientiert. Dieser ist zwar über Literatur und Medien in den Figuren des outlaws in das bestehende Spektrum von „Männlichkeit“ integriert, gerade auch auf Seiten einer gesellschaftskritischen Öffentlichkeit (hier mehr als streetfighter), wird aber faktisch nur noch in wenigen

gesellschaftlichen Bereichen unmittelbar handlungswirksam. Das Cliquenverhalten männlicher Unterschichtsjugendlicher (z. B. Fußballfans) ist eines jener Felder, in denen dieses „fossile“ Modell von Männlichkeit einer gut funktionierenden Kriminalisierungsmechanik zum Trotz, normative Verbindlichkeit entfaltet und über entsprechende Rollenerwartungen stabilisiert wird (Kersten 1986).

Für Mädchen ist das Spektrum enger, bei offensichtlicher Nonkonformität gegenüber den Erwartungen an die weibliche Rolle und den weiblichen Lebensentwurf wird energischer zugegriffen, die Mißachtung der Norm bleibt nicht folgenlos, wenn auch weniger durch kriminalisierende als durch institutionalisierende Reaktionen. Weiblichkeit als letzte Ressource von Identität heißt für Mädchen, daß es vor dem Eintreffen des „männlichen Retters“ nur eine stornierte Identität gibt, es sei denn, eine frühe Mutterschaft wird als Ausweg genommen, ein Ausweg freilich, der sich häufig für Mutter und Kind als eine Sackgasse in fortgesetzte oder verschärfte Marginalität erweist (McRobbie 1985, Miller 1985). Vor diesem Hintergrund zielt das Verhalten der Jungen und Mädchen in Richtung Konformität, gleichzeitig werden damit aber ihre „Auffälligkeit“ und ihr Weg in die soziale Randständigkeit festgelegt.

Betrachtet man die Ausstattung der Heime mit Angeboten beruflicher Ausbildung und die Handlungsmöglichkeiten des Personals, so wiederholt sich hier die vorherrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Arbeit, Leistung, Körpereinsatz für männliche Jugendliche bei gleichzeitiger Verdrängung der Formen von Emotionalität, die außerhalb der geschlechtsstereotypen Grenzlinsen verlaufen; bei weiblichen Jugendlichen: Hausarbeit, Beziehungsarbeit; autoaggressives Verhältnis zum Körper und stereotype weibliche Emotionalität bis hin zur Karikatur. Das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis findet also gerade im sozialen Abseits und den betreffenden Institutionen seine Entsprechung in der Reproduktion von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“. Dies führt bei den betreffenden Individuen beiderlei Geschlechts (entgegen solcher feministischer Grundannahmen, in deren Perspektive nur weibliche Subjekte Opfer von Herrschaftsanwendung sind) zu eingeschränkter Autonomie, fortgesetzter Abhängigkeit und Kontrolleingriffen der Instanzen.

Unterschichtsjungen und -mädchen werden aufgrund ihrer schlechten sozialen und ökonomischen Chancen durch die Selektions- und Ausgrenzungspraxis der Instanzen sozialer Kontrolle (incl. der Schule) und durch die Alltags- und Interaktionsstrukturen in den bewahrenden Einrichtungen der Jugendhilfe auf einen Entwurf von Identität festgelegt, an dem sie schon früher gescheitert sind. Die traditionelle Lokalisierung und Vereinzelung sozialer Auffälligkeit (durch Schuldzuschreibung) in den Lebensbedingungen von Unter-

schichtsangehörigen müßte also differenzierter, d. h.: unter Einbeziehung geschlechtsspezifischer Faktoren untersucht werden. Dies müßte auf einer anderen Ebene geschehen, als sie üblicherweise im Rahmen reduktionistischer Kontroll- und Etikettierungsansätze beschränkt wird. Daß diese Ebene jenseits der bornierten „geschlechtslosen“ Ansätze der männerdominierten Routinekriminologie liegen muß, versteht sich von selbst.

Die für Herrschaft als Patriarchat maßgebenden normenkonformen Entwürfe von Geschlechtsrolle und -identität haben im Umgang mit Abweichung (entsprechend in der Konstruktion von „Normalität“) eine Bedeutung, die sich neben den durch Klassengrenzen und Verfügung über ökonomische Ressourcen bestimmten Strukturen zunächst einmal unscheinbar ausnimmt, die aber u. U. auch für die Analyse der klassenbezogenen Reproduktion und der individuellen Festlegung von Abweichung in „Karrieren“ Erklärungswert haben könnte. Hierfür kann die in diesem Beitrag untersuchte Zurichtung von männlichen und weiblichen Unterschichtsjugendlichen auf gesellschaftskonforme Entwürfe von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ als Beleg genommen werden. Der hier dargelegte Zusammenhang müßte auch in anderen Handlungsfeldern institutioneller Kontrolle, z. B.: in der Schule, untersucht werden.

### *Anmerkungen*

(1) Vor dem Hintergrund der über Aids erregten Medien und Öffentlichkeit, gewinnt diese „Ansteckungsgefahr“ natürlich eine besondere Brisanz, in der auch das Schutzbedürfnis der „normalen“ Bevölkerung eine Rolle spielt.

(2) Entweichen erscheint als vorwiegendes Merkmal der Auffälligkeit von Mädchen und zieht entsprechende Sanktionsmaßnahmen mit sich. Inwiefern auch hier das „bestgehütete Geheimnis“ (Rush 1982) des sexuellen Mißbrauchs von Mädchen in der Familie bedeutsamer ist, als bisher angenommen wurde, müßte gesondert untersucht werden. Indem das Weglaufen seiner Ursachen entledigt wird und als pathologische Struktur in das weibliche Individuum hineinverlagert wird, erübrigt sich jedenfalls intensiveres Nachfragen, warum Mädchen von zu Hause „abhauen“.

(3) Hier bringen junge Erzieherinnen mitunter weniger Problembewußtsein mit als ältere und z. B. auch als einige Nonnen, deren Verhalten gegenüber den nichtkonformen Mädchen überraschend deutlich von Akzeptanz und nicht, wie es entsprechende Vorurteile nahelegen würden, von einem Bedürfnis nach Distanzierung geprägt war. Es könnte ja sein, daß Nonnen durch die Übernahme einer gleichfalls nichtkonformen Frauenidentität und u. U. durch eigene biographische Erfahrungen mit Männern mehr Empathie für „nichtanständige“ Mädchen haben als gemeinhin angenommen wird.

(4) Hier ergibt die differenziertere Betrachtung von Mädchengruppen mit gemischtgeschlechtlichen Teams, daß sich Mädchen je nach Problem Männer oder Frauen für intensivere Einzelgespräche aussuchen.



## *Literatur*

- BRAKE, M., Comparative Youth Culture. The Sociology of Youth Culture and Youth Subcultures in America, Britain and Canada, London, Boston 1985.
- BÜTTNER, P., Der Psychologe in der Heimerziehung, Frankfurt 1980.
- CONNELL, R., Men's Bodies in: CONNELL, R. (Hrsg.), Which Way is up? London, Sydney 1983, S. 19ff.
- CUNNEEN, C., Arbeiterjungen und „Verbrechen“, in: Das Argument, 28, 157, 1986, S. 368–377.
- FOUCAULT, M., Überwachen und Strafen, Frankfurt 1977.
- GIRTLE, R., Der Strich. Erkundungen in Wien, Wien 1985.
- INGHAM, M., Men, London 1985.
- KERSTEN, J./WOLFFERSDORFF, C., Jugendstrafe, Frankfurt 1980.
- KERSTEN, J., Zum Vollzug der Freiheitsstrafe an Jugendlichen, in: MÜLLER, S./OTTO, H. U. (Hrsg.), Damit Erziehung nicht zur Strafe wird, Bielefeld 1986, S. 163–173.
- KIEPER, M., Lebenswelten „verwahrloster“ Mädchen, München 1980.
- KREISSL, R., Gender and Genius (unveröfftl.), Melbourne 1985.
- LAMOTT, F./ANDRIESEN, M., Weiblichkeitsmythen zur Erklärung männlicher Delinquenz? in: Monatsschrift für Kriminologie 68, 1985, S. 311–312.
- LEES, S., Losing Out, Sexuality and Adolescent Girls, London 1986.
- MCROBBIE, A., Working Class Girls and the Politics of Glamour. Vortrag auf der Tagung: The Prevention and Treatment of Juvenile Delinquency among Girls in the EEC: Towards an Evaluation, European University Institute, Florenz 1985.
- MILLER, E. M., Routes to hustling careers in the U.S.: Generalizations from a Study of Hustling in Milwaukee, Wisconsin. Vortrag auf der Tagung: The Prevention and Treatment among Girls in the EEC: Towards an Evaluation, European University Institute, Florenz 1985.
- REICHER, H., Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend, Wien 1904.
- RUSH, F., Das bestbehütete Geheimnis: Sexueller Kindesmißbrauch, Berlin 1982.
- SCHULTZE, E., Die jugendlichen Verbrecher im gegenwärtigen und zukünftigen Strafrecht, Wiesbaden 1910.
- WILLIS, P., Learning to Labour, How Working Class Kids get Working Class Jobs, London 1977.

## *Summary*

The „making“ of stereotyped patterns of gender role orientation among juvenile inmates of residential institutions is compared by means of qualitative data from participant observation in groups for boys and for girls. In their attempts to approach „normal“ identities boys and girls from lower social strata experience a number of failures due to socio-economic conditions and institutional control. Gender-role conformity tends to become one of the last resources of „normality“. Traditional (patriarchal) concepts of „masculinity“ and „femininity“ – as they are applied by youth administration policies in selection procedures and prevail in staff orientation – determine staff-inmate- and group-interaction. This may help to build up dead-end-paths into deviance and marginality during adolescence.

Juli 1976

Criminology Dept.

The University of Melbourne, Parkville, Vic., Australia 3052